

Robert Walser



Der kleine Tierpark

Robert Walsers wunderbare Tiergeschichten sind ebenso eigenartig wie einzigartig. Seine Katzen und Mäuschen, Spatzen und Stachelschweine sind mal tierisch ernst, mal überraschend menschlich. Walser zeigt sich fasziniert von ihrer durch Zähmung erlangten Dienstfertigkeit ebenso wie von ihrem unerreichen Sie-selbst-Sein. In der ›Andersartigkeit‹ des Tiers erkennen wir nicht zuletzt das Verhältnis des Individuums zu Kultur und Gesellschaft, etwa wenn ein Schriftsteller sich ›zum Affen macht‹ oder ›für die Katz‹ schreibt.

Der vorliegende Band versammelt Robert Walsers schönste Geschichten über Tiere erstmals zu einem kleinen ›Bestiarium‹.

Robert Walser wurde am 15. April 1878 in Biel in der Schweiz geboren. 1904 erschienen *Fritz Kocher's Aufsätze*, an die sich in rascher Folge die drei Romane *Geschwister Tanner* (1907), *Der Gehülfe* (1908) und *Jakob von Gunten* (1909) anschlossen. In den zwanziger Jahren druckten die großen deutschsprachigen Zeitungen und Zeitschriften seine Feuilletons. 1929 wurde er in eine psychiatrische Heilanstalt aufgenommen. Er starb am 25. Dezember 1956 auf einem Spaziergang im Schnee.

insel taschenbuch 4294

Robert Walser

Der kleine Tierpark





à abas et al. fait du bien von Admett & Komon
gint it's you niff fait. Mein Komon wird immer
auf noch gelassen. Ich würde sehr gerne mit in Japan sein.
Mulle & Komon. Merci pour la carte. Gint Komon
à abas et al.

Robert Walser
Der kleine Tierpark

Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von
Lucas Marco Gisi und Reto Sorg

Insel Verlag

Umschlagabbildung: Hans Traxler, Frankfurt am Main.
Abbildung S. 4: Robert Walser mit Karl Walsers Hund Lola.
Postkarte mit aufgeklebter Fotografie, ca. 1906, Fotograf unbekannt.
© Keystone/Robert Walser-Stiftung Bern.

Erste Auflage 2014
insel taschenbuch 4294
Originalausgabe

© Insel Verlag Berlin 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Textnachweise und Anmerkungen zu dieser Ausgabe am
Schluß des Bandes

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlag: hißmann, heilmann, Hamburg

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35994-4

INHALT

Der Schwan	11
Katzen theater	13
Lebendes Bild	20
Ein Schauspieler (I)	23
Der Knabe (I)	25
Das Kätzchen (I)	27
Der Mann	29
Das Pferd und die Frau	31
Der Jagdhund	33
»Geschwister Tanner«	35
Die Schäfchen	37
Ich habe nichts	38
Helbling	41
Liebe kleine Schwalbe	46
Mäuschen	48
Das Kätzchen (II)	51
Die Eule	53
Die grüne Spinne	55
Der Elefant	58
Die märchenhafte Stadt	60
Storch und Stachelschwein	62
Katze und Maus	66
Rodja	69
Der Lerche, so fröhlich sie ist, kann doch der Vorwurf der Liederlichkeit nicht erspart werden	71
Ich altes Kalb bällete mit einem Kind	73
Wie kann man Stimmung machen?	75
Aufsatz über Löwenbändigung.	78

Der Löwe und die Christin	82
Pferd und Bär	84
Der Affe	85
Vorkommen kann, daß z. B. Pferde über Gebühr in Arbeitsanspruch genommen werden	90
Das unsterbliche Schwein	95
Die, die ihn bewohnen, die ihm seine Bezeichnung geben, haben etwas Zottiges	97
Minotauros	100
Tiger und Theaterstücke gibt's	103
Ferrante	107
Was ist gesund, was krank?	110
Daniel in der Löwengrube	114
Katze und Schlange	115
Bei den nach wie vor verhältnismäßig Unentwickelten war's	118
Frau Rundlich besaß eine prächtige Postur	122
Herrin und Schoßhündchen	125
Eine feiste Sau	128
Der Kanarienvogel	130
Für die Katz	133
Ich war ein Spatz	135
Schwein	139
Der gestiefelte Kater	141
Der Roman	143
Die abenteuerliche Maus	144
Der Rabe	145
Nachwort	147
Textnachweise	158

DER KLEINE TIERPARK

DER SCHWAN

In einer kleinen Stadt mit reizender, naturreicher Umgebung wächst ein schöner, zarter Knabe unter liebevoller Obhut auf, den jedermann, wenn er ihn an der Hand der Mutter, des Vaters oder des Erziehers spazieren sieht, lieblosen möchte. Man nimmt an, daß er vermöglicher, gebildeter Eltern Kind sei, daß er eine fast nur zu feine, zu sorgsame und zu zarte Erziehung erhalte und daß Spielsachen aller Art, kindlicher Komfort, hübsche Kleider ihn umgeben. Mit seinen weichen blonden Locken spielen die Hände zärtlich gesinnter Erwachsener, und es mag sein, daß Tanten den jungen Burschen verhätscheln. Hinter dem von den Eltern bewohnten Landhaus breitet sich, so darf man sich wohl einbilden, ein schöner alter Garten aus, worin sich unter hochherabhängenden Zweigen und Ästen ein kleiner Teich befindet, den zwei bis drei Schwäne auf die anmutigste Art beleben. Natürlich liebt der Knabe diese Schwäne, und er geht öfters an den ziervollen Rand des Wassers, um kindlich über die vermeintliche Tiefe desselben nachzudenken. Sein eigenes Sinnen und Erwägen kommt dem Kinde bezaubernd vor, und indem er sich diesem Zauber überläßt, ist er bereits reifer als er selber ahnt, und älter als er scheint. Das schwärzlich-grünliche Wasser macht ihm den Eindruck des Unergründlichen, und er empfindet einen ebenso unbegreiflichen wie angenehmen und zarten Schauer davor. Er lockt die Schwäne mit irgend etwas Eßbarem in seine Nähe. Vorübergehend ist zu erwähnen, daß der Maler seine Figuren in das Kostüm vom Jahr 1830 eingekleidet hat, wodurch die Bilderfolge etwas besonders Graziöses erhält. Dunkel und fern fühlt und sieht der Knabe die Schönheit

der Schwäne, er bemerkt und sieht aber immerhin mehr nur den Gegenstand als dessen Schönheit. Jenen sieht und diese fühlt er mehr. Ebenso muß ihm die Schönheit der Landschaft eigentlich noch fremd sein. Wohl genießt er das Land und den elterlichen Garten, aber wohl einstweilen nur auf Knabenart. Sein Auge sieht Verstecke und Plätze, Licht und Schatten. Er geht zur Schule und befreundet sich mit gleichaltrigen Kameraden. Er wird nach und nach anders, geht nicht mehr zu den Schwänen; andere Dinge locken und fesseln ihn, er kritisiert, liest Bücher, lernt fremde Sprachen. Er treibt sich als jugendlicher Elegant in den Gassen der Stadt herum, lernt heimlich das Treiben und Leben in dunkeln Kneipen kennen, die die aufblühende Phantasie seltsam reizen. Er mißt seine Körperkräfte in Spiel und Händel an denen der Mitschüler, und bei Gelegenheit lernt er Sympathie und Abneigung voneinander unterscheiden. In der Schule hat er Erfolg, er zeigt sich jedoch mehr talentiert als fleißig, verläßt sich größtenteils auf seinen guten lebhaften Kopf, findet an einer gewissen großzügigen Liederlichkeit Geschmack, glaubt den Fleiß als hausbackene Ängstlichkeit verächtlich machen zu dürfen. Elterliche Einwendungen zu mißachten, hält er für keineswegs unschön und unklug, Übermut und Waghalsigkeit kommen ihm als schön, vorsichtige Aufführung und emsiges Streben als das Gegenteil vom Schönen vor.

KATZENTHEATER

Ein Schlafzimmer

Es ist Mitternacht vorüber. In einem Bett schläft Muschi, ein kohlrabenschwarzes Kätzchen, in schneeweißen, spitzenbehangenen Kissen. Wie das kleine Kinder zu tun pflegen, schläft Muschi mit offenem Mündchen. Eine ihrer Pfoten hat sie unter den Kopf gelegt, während die andere über den Bettrand herunterhängt. Es sind niedliche kleine Pfoten. Im Zimmer ist es zauberhaft still, und es entströmt ihm ein eigener Duft, ähnlich dem Duft einer Kinderküche, in der gerade etwas ganz Köstlich-Süßes gebacken und gebraten wird. Auch etwas Prinzeßhaftes duftet daraus hervor in den Zuschauer-raum. Auf einem Nachttischchen brennt ein winziges Nachtlit, einer züngelnden Kirschblüte ähnlich, und verbreitet einen milden, rötlichen Schein gegen das Bett zu. Muschi träumt, man merkt das, denn sie zuckt manchmal mit der Pfote und blinzelt ein wenig mit den Augendeckeln. Die Fenster des Zimmers sind von entzückend saubern Gardinen und Umhängen dicht, wie von Schnee, umrahmt. Auch das hat etwas entschieden Kleinkinderhaftes und Blütenartiges. Tisch, Kommode, Sessel und Kleiderschrank sind angenehm und absolut ungezwungen im Raum verteilt. Muschis Kleider liegen neben der Schlafenden auf einem Stuhl. Auf einmal geht eine der Gardinen auseinander, und ein Räuber, das heißt, ein großer Kater als Räuberhauptmann verkleidet, steigt geräuschlos und, sich vorsichtig nach allen Seiten umwendend, zum Fenster hinein. Er steckt in Stulpenstiefeln, hat einen hohen, spitzen Hut auf dem Kopf und Waffen im Gürtel. Sein Bart und seine wilden Augen sind schrecklich, und seine Be-

wegungen sind die eines in der Tat ausstudierten Spießgesellen. Er tritt an das Bett heran, ergreift die kleine, ahnungslose Muschi beim Schopf, zieht sie zu den Kissen heraus, schlägt sie in ein Tuch und tut dann das zappelnde Ding, das schreien will und nicht kann, in einen dafür bereitgehaltenen großen Sack hinein. Zufriedenes Grinsen und Schnurren. Das Orchester spielt eine bald wehklagende, bald leise und spitzbubenhaft triumphierende Melodie. Drinnen im anderen Zimmer ruft eine Stimme: Muschi, Muschi! Das klingt gesungen und sehr gedehnt. Der Räuber dreht sich schurkengewandt auf den Schuhabsätzen um und macht sich zum Fenster hinaus. Im nächsten Augenblick geht eine Tür auf, und herein tritt im weiten Nachtkleid die Amme der Muschi. Eine Art Frau Wangel ins Katzliche hinüber transponiert. Sie bleibt erstarrt stehen und will miauen. Es ist aber schließlich schon eine ältere Katze, und der Schreck lähmt ihr sowohl die Glieder als die Stimme. Sie sinkt unter kläglichen Gebärden in Ohnmacht. Dann besinnt sie sich und läuft laut miauend, eigentlich beinahe schon mehr menschlich schreiend, zum Zimmer hinaus.

Flußegend mit Turm

Im Turm, ganz hoch oben, brennt ein Licht. Es ist Nacht, und der Sturmwind braust. Die Amme tritt auf, den Regenschirm unter dem Arm. Nach ein paar Schritten gegen das Publikum zu bleibt sie stehen, ermüdet von langen Wanderungen, wie es scheint, zieht das rotgetüpfelte Schnupftuch aus der Rocktasche und hebt ein minutenlanges, rührendes Schluchzen an. Unter anderem putzt sie sich die platteingedrückte Katzen-nase, wie es alte Frauen, die weinen, zu tun pflegen. Sie hat sich von Hause aufgemacht, um die geraubte Muschi zu

suchen, und sie sucht nun schon an die zehn Jahre lang. Sie spricht schon zehn verschiedene Sprachen, weil sie schon durch zehn fremde Länder gegangen ist. Zu Hause sitzt die vornehme Mama von Muschi und ißt beinahe nichts und trinkt nichts, denn sie will und kann sich nicht an den Schmerz gewöhnen, der ihr sagt, sie habe ihr einziges Kind verloren. Die Amme hat denn auch sogleich, ohne eine Miene zu verziehen oder ein überflüssig Wort zu reden, die groben Wanderschuhe angezogen und ist mit ihren alten Beinen bis zu diesem schauervollen Turm gelaufen. Überall hat sie gerufen: Muschichen, Muschichen. Manchmal sogar hat sie in ihrer Seelenangst geschrien: Müschibüschi, Müschimuschichen, und solches zärtliches, unsinniges, dummes Zeug mehr, und nie ist ihr geantwortet worden. Der Amme sind zu verschiedenen Malen von müßigen Witwern Heiratsanträge gemacht worden, auf der Reise, in der Herberge, aber sie hätte eher eine Ohrfeige annehmen mögen, als solch einen schmutzigen Heiratsantrag, der zu nichts gut war, als sie abzulenken von der großen, süßtraurigen Aufgabe ihres Lebens, nämlich, das Müschischüchen suchen zu gehen. Diese ihre Trauer kommt, wie sie so dasteht, beredt zum Ausdruck; jetzt aber wendet sie sich gegen den Turm und bemerkt das kleine Licht in der Höhe. Alsogleich sieht sie sich zu einem kräftigen Miauen veranlaßt, das sich so anhört, als frage sie das Licht etwas. Das Licht blinzelt nur ein ganz klein wenig, wie das schließlich von solch einem Licht auch gar nicht anders zu erwarten gewesen ist. Ist Muschi da oben? fragt die Amme. Keine Antwort. Sage mir doch, liebes Licht, weißt du, wo meine Muschi ist? Keine Antwort. Keckheit das, nicht einmal einer Amme aus vornehmerm Haus zu antworten. Also denn nicht? Keine Antwort. Die Amme tritt vom Turm weg. Der Sturm

bläst das freche, lieblose Licht aus. Wolken ziehen über die Bühne. Es darf dies als ein Bild entlegenster Einsamkeit gelten. Die Amme weint und macht sich bereit, weiterzugehen. Sie zieht an einem Zipfel den Rock hoch und wischt sich die Augen damit.

Eine Singspielhalle

Also soweit hat es nun die Muschi gebracht; an die Varietétheateragenten ist sie verhandelt worden. Laß mal sehen. Wirklich, da steht sie auf der Bühne, in einem erbärmlichen Flitterröckchen, in hohen Schuhen mit geschweiften Absätzen, in knallroten Strümpfen, die bis über die Knie hinaus sichtbar sind, und muß für den Taglohn tanzen. Hübsch ist sie indessen geworden, das kann man auf den ersten Blick sehen, sie ist denn auch die beste Nummer auf dem ganzen Programm. Sie hat was Vornehmes an sich, was Stolzes, das nur von der Abstammung herrühren kann. Die Zuschauerkater sind ganz plebejisch aussehende Kerle mit breiten Mäulern und ziemlich dreckigen Manieren. Mit den Vorderpfoten klappen sie die Bierglasdeckel zu und freuen sich über die ganze stumpfsinnige Bedeutungslosigkeit ihres Tuns. Ein schlechter Dunst weht im Lokal, Kellnerinnen bedienen und wollen immer etwas zum besten bekommen haben. Muschi tanzt, und sowie sie den Tanz beendet hat, setzt sie sich zu anderen Tänzerinnen auf eine samtüberzogene Bank, um sich gelassen anfallen und anwitzeln zu lassen. Ihr Köpfchen hält sie gesenkt, und mit ihren Pfoten spielt sie, wie in lange, wehmütige Gedanken verloren mit den knisternden Spitzen ihres Tanzröckchens. Ihre Augen, wenn sie sie aufschlägt, sind so groß, traurig und schön. Es sind gelbe Augen. Man wird nie vergessen

dürfen, daß es eben nun einmal, so wie die Dinge liegen, Katzenaugen sind, aber es sind Katzenaugen von der feinsten und edelsten Sorte. Ein unauslöschlicher Kummer, mit einer unauslöschlichen Erinnerung verbunden, scheint darin zu brennen. Da will sie ein Kerl von unten her an das in der Tat fesche Bein fassen, pfui, mit den Saupfoten. Sie versetzt ihm einen heftigen Stoß mit dem scharfkantigen Stiefelabsatz ins breite Schnauzengesicht hinein, daß er laut miauend davonläuft, um dem Herrn Wirt Anzeige zu erstatten. Leider ist es nun gerade ein guter Duzfreund des Wirtes. Dieser stürzt vor und ohrfeigt die Muschi, die nun in Tränen ausbricht. Die Kellnerinnen, die dem Gast flattieren wollen, sagen, das sei recht, so gehöre es sich, nur munter in die Fresse gehauen, das sei gesund für solch eine Stolztruthähnin. Muschi weint und muß weinend tanzen, sie tanzt aber so schmerzlich schön, daß es den wüstesten Schmierfinken nicht mehr erlaubt ist, aus irgendeiner innern Ahnung heraus, sie noch ferner zu belästigen. Der feuchte Glanz in Muschis großen Augen hat sie energisch eingeschüchtert. Die Kater brüllen Bravo und klatuschen in die Pfoten und lecken das ausgeschüttete Bier von den Tischen ab. Der Wirt, ein urgelungenes, dickes Tier, macht eine unendlich komische, wichtige Miene.

Vornehme Straße mit Gartengitter

Zehn Jahre sind wieder verflossen. Die Ammenkatze tritt auf, auf einen Knotenstock herabgebeugt, halb blind von dem vielen Suchen: Zehn Jahre, zwanzig Jahre, und damals, als sie im Bettchen lag, war sie vier Jahre alt, eins dazu, das macht fünf und zwanzig, denkt sie und versucht, mit der alten Schnauze zu lächeln. O, was für ein uraltes, verwittertes Lächeln das ist.

Das bröckelt vom Mund wie Steine von einem alten, zerrissenen Gemäuer. Es ist helles Sonntagvormittagswetter. Auf den Sträuchern im Garten blendet die Sonne. Es hat, wenn man durchaus zeigen will, daß man gebildet ist, etwas von dem neufranzösischen Impressionismus. Die Alte hat sich auf einen der beiden Steine, wie sie etwa vor Gartentoren stehen, gesetzt und hüstelt ein bißchen. Das ist so, wenn man alt ist, man hustet sogar im heißesten Sommer. Wie schmerzlos sie dasitzt. Das Suchen ist ihr zu einer sozusagen lieben, unentbehrlichen Gewohnheit geworden. Sie sucht schon längst nicht mehr, um zu finden, sondern aus einer ihr selber nicht bewußten Lust am Suchen. Es genügt ihr, das letzte bißchen Pflicht zu erfüllen. Sie hofft nicht mehr. Hoffnung ist ihr bereits seit längerer Zeit Entweihung geworden. Auch suchen tut sie nicht mehr so recht, nur noch so gehen und ein bißchen sehen, das tut sie. Alt, alt ist sie geworden und so schön müde, so schön schwach, so abgelaufen, so abverdient, so das ganze Leben um einer Pflicht willen abgetrieben. Da sitzt sie, und Katzenleute gehen an ihr achtlos, in der Meinung, es sei eine faule Bettlerin, vorüber. Niemand schenkt ihr mehr als etwa so einen halbpatzigen Blick. Kindermädchen wägelnd mit Kinderwagen vorüber. Arbeiter und Herren im Zylinder, alles Kater natürlich. Aber Katerliches und Menschliches vermischt sich. Die Herren drehen sich langweilig die Schnurrbärte, die bis hinten an die Ohren reichen. Selbstverständlich gehen sie alle mehr oder weniger stramm aufrecht. Die Elektrische saust vorüber. Ganz junge Katzenkinder springen spielend umher, und die Sonne lacht so freundlich. Hinter den Büschen des herrschaftlichen Gartens schimmert das graubläuliche Schieferdach eines Hauses, und jetzt, aber alte Amme, was soll das? Nicht, nicht doch. Nicht schlafen. Siehst du

nicht? Eine himmlisch schöne, in weiße Schleier gehüllte, junge Frauengestalt ist aus dem Gartentor herausgetreten. Die Alte macht bä wä – – und sinkt um und ist tot vor Freude. Die schöne Erscheinung ist Muschi. Sie ist eine schöne, vornehme Katze geworden, Frau eines Ministers. Wie sie nun die alte Frau hat umfallen sehen, steigt ihr eine Ahnung auf. Sie eilt zu ihr hin, erkennt sie, kniet neben ihr und ist ganz starr, kein Wunder, da die Kindheitswelt sie jetzt überwältigt.

LEBENDES BILD

Ein großstädtischer Hof, vom Mond beleuchtet. Mitten im Hof eine eiserne Kiste. Eine Partie Gesang von innen her in den Zuschauerraum tönend. Ein Löwe an einer Kette angebunden. Ein Schwert neben der Kiste. Eine dunkle, unerkennbare Gestalt etwas weiter davon entfernt. Der Gesang, das heißt, eine junge, schöne Frau, beugt sich oben zu einem lampenerhellten Fenster hinaus, immer weiter singend. Es scheint entweder eine gefangen gehaltene Prinzessin königlichen Ursprungs oder eine Opernsängerin zu sein. Zuerst ist der Gesang wie eine schlichte, ziemlich schülerhafte Gesangsübung gewesen, aber nach und nach erweitert und verbreitert er sich zu was Großem, zu was Menschlichem, er ist hinreißend, er klagt, dann wieder scheint er sich im eigenen Schmerz zu gefallen. Dieser Gesang reißt das Fenster auseinander und gibt der Luft eine schöngebaute Treppe zum Hinuntersteigen. Die Frau kommt hinunter, aber immer noch singend. Aus der eisernen oder stählernen Kiste taucht jetzt ein Mannskopf hervor, furchtbar blaß und von schwarzen, wilden Haaren umrahmt. Die Augen des Mannes reden die stumme Sprache der Verzweiflung, der breite, man darf wohl sagen: volkstümliche Mund lächelt, aber was ist das für ein schreckliches Lächeln? Der Zorn und der Gram scheinen es in jahrelanger Übung still zusammengebaut zu haben. Die Wangen sind eingefallen, aber das ganze Gesicht drückt unaussprechliche Güte aus, nicht solche, der es leicht geht, sondern solche, die das Schwerste erfahren hat. Die Sängerin setzt sich unter einer unnachahmlichen Bewegung auf den Rand der Kiste, die Hand legt sie wie liebkosend auf den Kopf des Eingeschlosse-